

Geist der Armut im heutigen Ordensleben

Von Aquinata Böckmann OSB, Rom

Bei dieser Überschrift möchte vielleicht in manchem Leser die Ungeduld hochkommen. „Warum müssen wir uns so lange und so oft mit Prinzipien aufhalten, während uns doch die praktischen Fragen unter den Nägeln brennen?“ Diese ungeduldige Frage kann verschiedene Gründe haben. Da ist einmal ein berechtigtes Verlangen, mit beiden Füßen auf der Erde zu stehen. Aber vielleicht auch der Wunsch, genau zu wissen, wie man es macht, daß man ruhig sein kann. Es kann ein Verlangen nach Sicherheit und eine Flucht vor eigener, verantwortungsvoller Entscheidung hinter dem Bedürfnis nach konkreten Maßstäben stehen. Es ist sehr mühsam, sich immer wieder neu zu fragen vor Gott und dem Gewissen, ob dieses und jenes noch verantwortet werden kann, auch wenn es die Obern erlaubt haben, ob man in einem bestimmten Fall weitergehen muß, als die Konstitutionen es vorsehen usw. Und gerade dies ist schon ein wichtiges Element der Armut im Geist: keine festgelegte Maßschnur des Verhaltens für jede Situation zu haben, immer wieder als Fragender und Horchender vor Gott und den Menschen zu stehen, nie fertig zu sein und immer neu anfangen zu müssen.

Noch aus einem zweiten Grund scheint es nötig, sich heute vorrangig über den Geist der Armut und erst dann oder in diesem Horizont über praktische Probleme und Lösungsmöglichkeiten Gedanken zu machen. In manchen Frauenorden geht die Erneuerung, entsprechend den Wünschen des Konzils, nur sehr schleppend voran. Könnte es nicht u. a. daran liegen, daß man nicht genug auf das Wesentliche, auf das Evangelium, auf die wichtigen Traditionen und auf die Erfordernisse unserer Zeit hört, daß man dagegen zweitrangige Fragen wie äußere Armut, Tracht, Taschengeld, Heimaturlaub u. a. hochspielt und sie nicht im Zusammenhang mit der Spiritualität sieht? Man kann gut Stunden darüber diskutieren, wie kurz oder lang die Kleider sein sollen, wieviel Taschengeld man haben darf, wieviel Tage man daheim Ferien machen kann usw. Dabei können die Wellen des Ärgers oder der Begeisterung hochgehen — und gar manchmal kann dabei der Blick auf das Wesentliche verlorengehen. Haben wir die gleiche Kraft, die gleiche Energie, die wir auf äußere Armuts- und Kleiderfragen usw. verwendet haben, auch dazu verwendet, um Jesus Christus in seiner Armut kennen zu lernen und ihm in der Armutshaltung näher zu kommen?

Umgekehrt: wenn wir uns nicht tiefer im Wesentlichen verankern — nicht nur als einzelne, sondern auch als Gemeinschaften —, dann können die schönsten Worte in neuen Konstitutionen uns nicht helfen, denn sie werden unterhöhlt.

Natürlich muß bewußt bleiben, daß Armut im Geist nicht etwas über der Wirklichkeit Schwebendes ist, sondern daß sie sich jeweils im Alltag konkretisieren und bewähren muß, aber in je verschiedenen Formen.

Im Folgenden sollen nur einige Schwerpunkte, die gerade für heute wichtig sind, herausgegriffen werden. Über den Geist der Armut im Umgang mit den materiellen Gütern wurde schon viel geschrieben (innere Freiheit und Loslösung, Gelassenheit, Zufriedenheit und Freude), so daß es in diesem Zusammenhang übergangen werden kann¹).

I. ANNAHME DER GRENZEN

Fast alle verspüren wir äußere Armut oder Mangel irgendwelcher Art, leiden unter der Arbeitsüberlastung und der menschlichen Begrenztheit. Dieser Zustand des Mangels ist in sich weder positiv noch negativ. Wenn wir ihn in Glauben und Demut annehmen und ein herzhaftes Ja sagen zu unserer Armut, unserer Begrenztheit, unserer Hilfsbedürftigkeit Gott und den Menschen gegenüber, so erhält diese Armut einen positiven Sinn, wird zur Armut im Geist im biblischen Sinn.

Den Ordensgemeinschaften ist heutzutage mancher Fehler der Vergangenheit vorgehalten worden. Sie müssen ihre Schwächen und ihr Versagen eingestehen. Sie erleben wirtschaftliche Unsicherheit, Mangel an Personal, können viele notwendige Arbeit nicht übernehmen und müssen Häuser aufgeben, obwohl sie eine wichtige Aufgabe hätten. Wohl jede Ordensgemeinschaft leidet in diesem Sinn an ihrer Begrenztheit.

Gegenüber früheren Zeiten, in der die Ordensgemeinschaften auf eine gute Fassade bedacht waren (auch vor Ordensleuten anderer Kongregationen), wird heute überall die Absage an jede Art Triumphalismus gefordert.

Bei der Überbelastung spüren die einzelnen stärker ihre Begrenztheit und Schwäche gegenüber den steigenden Anforderungen des Berufs und den größeren Ansprüchen der Menschen. In diesem Zusammenhang wäre an vieles zu erinnern, was die traditionelle Aszetik über Demut sagte.

Auch aus der anders gearteten Gotteserfahrung wächst das Bewußtsein der Begrenztheit. Übertrieben formuliert: Meinten wir nicht manchmal in unserer traditionellen Dogmatik, Gott „zu haben“. Wir hatten seine Eigenschaften gut katalogisiert, konnten Zeichnungen machen von der Dreifaltigkeit, es gab viele genaue Erklärungen über die hypostatische Union usw. Es war ein wirklich festgefügtes Lehrgebäude, in dem ein Stein auf den andern paßte. In unserer dynamischen Welt werden wir uns stärker bewußt, wie wenig wir von Gott sagen können (vgl. die neue Betonung der Theologia negativa), wie er unerwartet, unverfügbar und

¹) Vgl. A. Böckmann: Die Armut in der innerkirchlichen Diskussion. Ein Beitrag zu einem Neuverständnis der Ordensarmut. Münsterschwarzach 1973, S. 295–299.

geheimnisvoll, manchmal unheimlich in unserer Welt erscheint — oder schweigt und fern oder gar tot scheint. Gott als das unendliche Geheimnis, über das wir nicht verfügen können.

Wie wichtig ein Ja zu unseren Grenzen innerhalb der Gemeinschaft ist, hat uns u. a. auch die Gruppendynamik gelehrt. Ich brauche meine Fehler und Schwächen nicht zu vertuschen und kann sie eingestehen, wenn ich wissen darf, daß die anderen Glieder mir tragen helfen, daß sie mich annehmen und bejahen. Das wird leichter, wenn sie um mein Ringen wissen. In der Annahme der eigenen Grenzen weiß ich um so mehr um die Notwendigkeit der Ergänzung von anderer Seite her in allen Bereichen. Ich kann allein nicht bestehen, ich brauche die andern, und die andern brauchen mich.

II. PILGERN

Als bedürftige Wesen sind wir immer unterwegs. Die Kirche des Zweiten Vatikanums hat dieses Element wieder betont und bezeichnet sich in der Gesamtheit als das pilgernde Gottesvolk. Sie muß auf dem Pilgerweg reifen, ist zu einer dauernden Reform gerufen, darf sich nicht installieren, sondern muß immer wieder aufbrechen und in Hoffnung dem ewigen Ziel entgegenpilgern, — so betonen es die Konzilstexte an vielen Stellen²⁾.

Manche Ordensleute bedauern das Fehlen der alten Sicherheit. Früher wußte man, wie man sich verhalten sollte. Was die Kirche sagte, der Pfarrer oder der geistliche Rat, danach konnte man sich ausrichten. Heute ist überall eine große Unsicherheit zu spüren. In vielen Fällen wissen wir nicht, was das Gute und Richtige ist. Ist diese Unsicherheit auf so vielen Gebieten nicht ein Anruf, uns um so mehr in Jesus Christus zu verankern, „denn es gibt keinen anderen Grund als den, der gelegt ist, Jesus Christus“ (1 Kor 3,11)? Auf ihn können wir bauen, und er wandert mit uns auf dem Wege.

In dieser Armut des Pilgerns können wir uns in Frage stellen lassen und uns ruhig der Kritik aussetzen, ohne gleich polemisch zu werden.

Gegenüber krampfhaftem Festhalten an Scheinsicherheiten können wir überholte Frömmigkeitsformen lassen, die nicht wesentlich sind, können wir Experimente wagen, wenn sie vom Evangelium und der Zeit gefordert sind, haben wir den Mut, unbekannte Wege zu gehen.

Wir lassen uns aber auch in Frage stellen von der Tradition, von der Vergangenheit, von den älteren Mitgliedern. So werden neue Formen vorurteilslos geprüft werden können. In dieser Gelassenheit kann es auch sein, daß man nach Experimenten wieder zu einer früheren, vielleicht besseren Form zurückgeht. Gerade in unserer Zeit ist eine allseitige Offenheit erforderlich, wie sie uns die großen Ordensgründer in ihrer Zeit

²⁾ Vgl. a. a. O., S. 182—186.

vorlebten. Wir schauen weder fanatisch nach vorn noch nach hinten, nach „rechts“ oder nach „links“, sondern sind uns bewußt, daß wir weder das eine noch das andere absolut setzen können und daß wir beweglich sein müssen für einen je neuen Aufbruch.

Das Evangelium selbst weist uns diesen Weg.

Taizé nennt diese Armutshaltung des Pilgers „im Heute Gottes leben“ oder „den Sinn für das Provisorium“³⁾.

III. SICH BESCHENKEN LASSEN

Als solche, die um ihre Grenzen wissen, als Menschen, die immer auf dem Wege sind, wissen wir uns als Beschenkte.

Was anders können wir Gott bieten als leere Hände? Haben wir wirklich Gott als den Großen erfahren (und das nicht ein für allemal, sondern immer wieder), dann ist uns bewußt, daß wir ohne ihn nichts können und daß wir vor ihm nicht großartige Leistungen ausbreiten können, sondern immer als Schuldige und Bettler vor ihm stehen.

Und doch ist das Leistungsdenken stark in unsere Gebetspraxis und überhaupt in unsere ganze Aszetik eingedrungen. Man kann daran erinnern, daß in der alten Kirche die Irrlehren des Pelagianismus und Semipelagianismus bezeichnenderweise in Mönchskreisen entstanden. Es war und ist auch heute oft nicht genug das Bewußtsein wach, daß wir, nachdem wir alles getan haben, immer „unnütze Knechte“ sind (Lk 17,10). Sicher müßten wir gegenüber einem Quietismus betonen, daß wir all unsere Kräfte einsetzen müssen, aber in einer wirklichen Dialektik wissen wir zugleich, daß wir nichts nur durch unsere eigenen Leistungen erreichen können.

Das gilt z. B. für unser Apostolat. Viel Hetze entsteht aus der bewußten oder unbewußten Haltung, als ob wir das Reich Gottes „bauen müßten“, als ob wir unentbehrlich wären. Aber es kommt nicht allein auf unser geschäftliches Tun an. Das Wesentliche, das Große, wird von Gott geschenkt. Und es gefällt ihm anscheinend, in der menschlichen Schwäche und Armut Großes zu wirken, die leeren tönernen Schalen mit seinem Reichtum zu füllen (vgl. 2 Kor 4,7; 12,9). Hier könnte man an die Lehre des hl. Paulus von der Torheit des Kreuzes erinnern (vgl. 1 Kor 1,25.27 f; 2,3—5 u. a.), die auch bei Einsatz aller Energie und aller menschlichen Mittel gilt.

Vielleicht ist es uns gar nicht bewußt, wie sehr wir jeden Tag beschenkt werden. Manchmal ist unsere Dankesfähigkeit gerade durch das Gemein-

³⁾ R. Schutz: Einmütig im Pluralismus. Gütersloh 1968, S. 59, 46, 52; ders.: Die Regel von Taizé. Gütersloh 1967, S. 46 f.

schaftsleben abgestumpft. Wir haben kein Auge mehr dafür, was andere für uns tun, und vieles halten wir so leicht für selbstverständlich. Ein Wort des Dankes und der Anerkennung könnte helfen, manche Wunde zu verbinden.

Betrachten wir die älteren und kranken Mitglieder unserer Gemeinschaft nur als Empfänger von Almosen und Gaben? Vielleicht liegen jedoch gerade dort die verborgenen Kraftquellen der Gemeinschaft. Oft haben wir wohl schon erlebt, daß wir nach einem Krankenbesuch als Beschenkte weggingen. Gerade von den älteren Mitgliedern können wir sehr viel an gesunder Tradition lernen.

Auch von jedem Armen, der uns begegnet, können wir uns beschenken lassen. Vielleicht können wir gerade von ihm den Geist der Armut und der Zufriedenheit lernen. Er reißt uns heraus aus unserer Sicherheit und Bequemlichkeit, auch das ist befreiend. Und er zeigt uns, wie arm wir alle im Grund unseres Wesens sind.

Jesus hat gezeigt, daß das, was er bringt, so groß ist, daß der Mensch es sich nur schenken lassen kann (Mk10,14.27). Er selbst hat sich von den Menschen beschenken lassen. Den Schluck Wasser, den Essig am Kreuz, die Pflege seiner Mutter, den Dienst der Frauen und Apostel, — er nahm alles dankbar an.

IV. HÖREN UND GEDULD

Ein Mensch, der sich beschenken lassen kann, der um sein Ungenügen und seine Grenzen weiß, kann warten und hören. Er hat Geduld, auf Gott zu warten, und will ihn nicht zwingen; er meint nicht, beim Gebet immer reden und sich produzieren zu müssen, sondern er weiß, daß das wichtige Wort nicht das seine ist, sondern das Wort, das Gott ihm zuspricht, wenn er gehorcht. Wenn Gott nicht kommt, dann bleibt er ruhig und wartet weiter; er hat Gottes Ankunft nicht verdient.

Geduld heißt im Griechischen wörtlich „Darunterbleiben“. Wenn Gott eine Last auf ihn legt, so flieht er nicht, sondern beugt sich unter ihr. So taten es die Armen Jahwes. Diese Armutshaltung ist für uns Ordensleute besonders aktuell, wenn wir in den Gemeinschaften Belastungen und Schwierigkeiten ausgesetzt sind; Geduld nicht als Flucht vor der Verantwortung, aber als Sich-Beugen unter seinem Willen, ohne sich kurzschlüssig von der Gemeinschaft zu distanzieren.

Das ganze Leben wird zu einem einzigen Horchen auf die Rede des großen Gegenübers. Benedikt nennt dieses Aufmerken in immer erneutem Zuwenden und Fragen „Gott suchen“. „Er weckt mir jeden Morgen das Ohr, daß ich wie ein Jünger höre“ (Jes 50,4). Die Rede Gottes ist nicht verfügbar.

Den Menschen mit diesem Geist der Armut könnte man sich bildlich vorstellen als einen Menschen mit vielen Ohren nach allen Seiten hin. Er hört auf Gott, auf das Wort der Schrift, auf die echte Tradition, er hört auf die Zeit und gleichfalls auf die Menschen, die Mitbrüder und Mitschwwestern.

Loew sagt in seinen Christusmeditationen: „Der Arme ist ein Mensch, der ständig zuhört, und dem niemand zuhören will. Niemand schenkt ihm Aufmerksamkeit“⁴⁾. Das könnten viele Menschen von sich sagen. Wie schwer ist es heute, Menschen zu finden, die noch zuhören können. Die Freunde des geplagten Hiob schwiegen erst zusammen mit ihm sieben ganze Tage, — eine respektierliche Leistung. Dann aber hielten sie es nicht mehr aus und begannen, große Reden zu halten, und das war falsch. Gott nennt sie „eitle Reden“.

Wir wissen oft gar nicht, wie schlecht wir zuhören, wie wenig aufnahmebereit wir sind. Die Gruppendynamik zeigt es uns neu. Sobald uns etwas nicht liegt, nicht genau in unser Raster paßt, schalten wir ab und hören nur noch das, was wir möchten. Wirkliches Hören läßt die Wirklichkeit des andern an sich vorbehaltlos herankommen und setzt sich ihr aus.

Es gilt, nicht nur zu hören, wenn der andere von sich aus mit Problemen an uns herantritt, sondern den ersten Schritt zu tun, den andern herauszulocken, Fantasie zu entwickeln, welche Fragen ich stellen kann, ohne aufdringlich zu sein; es heißt, vom andern her zu denken, was er wohl gerne aussprechen möchte. Und ist nicht dieses Zuvorkommen gerade ein Zeichen meiner Armut, in der ich mir nicht selbst genüge und es mir auch nicht einbilde, in der ich angewiesen bin auf meine Mitmenschen, von denen ich viel lernen kann?

Wenn wir in unseren Gemeinschaften mehr Interesse füreinander hätten, für die täglichen Sorgen und Freuden in der Familie, im Arbeitsbereich, für die kleinen und großen Ereignisse, — eine Gemeinschaft könnte schon dadurch lebendiger werden. Wieviel Ordensleute leiden darunter, daß man kein Interesse für sie als Person zeigt.

Es würde sich lohnen, das Evangelium daraufhin durchzulesen, wie Jesus Christus die Menschen anhört, sie fragt, sich erkundigt. Er kann lange zuhören.

Dieses Hören setzt die Achtung voraus. Voillaume sagt: „Mir scheint, daß unsere Berufung von dem Tag an keinen Sinn mehr hat, da wir nicht mehr klein genug sind, da wir nicht mehr jedem beliebigen Menschen die nötige Achtung entgegenbringen“⁵⁾. Ordensleute sind nicht bessere Menschen als die anderen, haben kein Recht, Privilegien zu beanspruchen,

⁴⁾ Freiburg, 1972, S. 31.

⁵⁾ Zeugnis für Christus in Armut. Freiburg 1964, S. 81; vgl. ders.: Botschaft vom Wege. Freiburg 1962, S. 53.

so daß sie sich von oben her zu den Menschen beugen müßten (so wird es manchmal empfunden), sondern sie sind schwache Menschen wie alle andern auch und müssen auf gleicher Stufe auch mit den Armen verkehren, in Partnerschaft und Zusammenarbeit.

Können wir die Jüngeren oder die Älteren, wenn sie seltsame Ideen zu haben scheinen, ernstnehmen? Einen zerlumpten Armen? Wie schnell tut man etwas mit einer abschätzigen Handbewegung ab.

Eine weitere Frage: Achten wir unsere Mitschwestern (unsere Mitbrüder) nur als Arbeitskraft, deswegen, weil sie etwas leisten, Einfluß haben und wir von ihnen profitieren können? So selten ist diese Haltung in unseren Gemeinschaften nicht. Oder achten wir sie wirklich als Menschen in ihrer personalen Würde?

Zu dieser Achtung gehört es auch, daß wir lange warten können, bis in ihnen eine Erkenntnis oder eine Veränderung von innen her reift, daß wir nicht ungestüm die anderen nach unseren Ideen verbessern oder ändern wollen. Die Liebe läßt dem andern Zeit.

Jesus schätzt jeden Menschen in seiner eigenen Würde, sogar die Zöllner und Sünder und die Ehebrecherin. Keinen tut er geringschätzig ab.

Im Wissen um die eigenen Grenzen, die Vorläufigkeit und um das Beschenktsein, in der Offenheit nach allen Seiten können wir eher für den Auftrag Gottes in unserer Gemeinschaft verfügbar sein. Im Verzicht auf das Beweisen der eigenen Wichtigkeit und der eigenen Leistung, in dieser Kenosis, wie sie uns Jesus Christus in seiner Armut vorlebte, können wir eher vor Gott zurücktreten, können wir in aller Lauterkeit des Herzens verfügbare Werkzeuge für Gott und die Menschen sein. Hier rühren wir an die Verfügbarkeit als Form der Armut.

In diesen kurzen Überlegungen sollte nur gezeigt werden, daß der Geist der Armut nicht nur eine Haltung zu den materiellen Gütern bedeutet, sondern tiefer gründet als Ja zu unserer wesensmäßigen Armut, als Ja zu unseren Grenzen, zu unserem Pilgerdasein, als Ja zum immer neuen Beschenktwerden. Aus dieser Armut heraus können wir horchende und in Geduld wartende Menschen sein. Gerade in dieser Akzentuierung ist der Geist der Armut so aktuell wie notwendig in unserer Zeit und ist eine Grundhaltung unseres Ordenslebens.